

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1912

199 (27.8.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 64

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 64. Karlsruhe, Dienstag den 27. August 1912. 32. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 64:
In der Funkentelegraphiestation an Bord eines Schiffes in Seenot. — Reiseplandereien. — Mersele. — Für unsere Frauen. — Literatur.

In der Funken-Telegraphiestation an Bord eines Schiffes in Seenot.

Das letzte große Schiffsunglück der „Titanic“ hat die Aufmerksamkeit vieler auf die Notwendigkeit der Funkentelegraphie gelenkt. Wer noch vor kaum zehn Jahren auf See gefahren ist und eine Sabarie mit erlebt hat, wird wissen, daß es sehr schwer war, fremde Hilfe zu bekommen. Das ist heute durch die Erfindung und Einführung der Funkentelegraphie und deren gewaltige Fortschritte in letzter Zeit ganz anders geworden. Die meisten Leser werden wohl schon oft von der Funkentelegraphie gehört haben, aber wenige werden etwas Näheres darüber wissen. Ich will deshalb, ehe ich zum eigentlichen Thema meines Artikels übergehe, zur Orientierung einiges vorausschicken.

Eine Funkentelegraphiestation, ganz gleich ob an Bord eines Schiffes oder an Land, besteht aus zwei Abteilungen, aus den Sende- oder Gebeapparaten und den Empfangsapparaten. Während man bei den Sendeapparaten mit Starkstrom arbeitet, genügt bei den Empfangsapparaten Schwachstrom. Beim Senden schickt man hochspannte Wechselströme, mehrere tausend Volt zählend, in den Luftdraht, Antenne genannt. Diese ist an der höchsten Stelle der Masten mittels Isolatoren angebracht. Sie strahlt die ihr zugeführten Wechselströme, die in Form von Morsezeichen gegeben sind, in das Weltall, und zwar als elektrische Wellen. Der Äther trägt dann die elektrischen Wellen in der Geschwindigkeit des Lichts (300 000 Kilometer in der Sekunde) weiter. In welcher Weise das geschieht, das stellt man sich am besten folgendermaßen vor: „Man werfe einen Stein in ein ruhiges Gewässer und beobachte dann die von dem Wurf entstandenen Wellen. So verhält es sich auch mit der Fortpflanzung der elektrischen Wellen, nur daß diese auch nach oben, unten usw. gehen. Die Reichweite der Wellen hängt natürlich von der Intensität der elektrischen Entladungen ab. Wir haben heute Stationen, die mit einer Reichweite von über 3000 Kilometer arbeiten. Jede Funkentelegraphiestation, die sich in einem solchen Wellenbereich befindet, kann nun mittels der Antenne die Wellen auffangen und durch die Empfangsapparate als Morsezeichen ablesen oder abhören. Das Ablesen der Zeichen ist wohl jetzt nur noch bei der Kabeltelegraphie gebräuchlich, da bei der Funkentelegraphie das Abhören mit einem einfachen Telephon bedeutend vorteilhafter ist. Allerdings ist es für den Telegraphisten schwieriger, wenn man sich abzuhehren, da die ankommenden Zeichen nicht so laut sind, wie zum Beispiel an Land bei einem Telephongespräch. Die Zeichen sind mitunter so leise, daß man kaum hörbar atmen darf, wenn man jeden Buchstaben bekommen will. Schon deshalb muß die Hörfähigkeit eines Funkentelegraphisten ausgezeichnet sein. Nun kommt noch eine Hauptsache hinzu. Während bei der Kabeltelegraphie mit einem Buchstaben Tempo von ungefähr 60 bis 80 die Minute gearbeitet wird, finden wir bei der Funkentelegraphie selten ein Tempo von unter 120 Buchstaben. Daß da die einzelnen Buchstaben bei dem Telegraphisten fest sitzen müssen, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Es soll englische Funkentelegraphisten geben, die über 150 Buchstaben in der Minute aufnehmen können. Ich selbst zweifle daran; denn ich habe einigemal bis 140 Buchstaben gehört, und ist es schon bei diesem Tempo beinahe unmöglich, mit Schreiben nachzukommen. Erwähnen will ich noch, daß das Abhören von über 120 Buchstaben in der Minute jahrelanger Übung bedarf. Auch läßt das schnelle Abhören einen nachteiligen Einfluß auf das Nervensystem aus. Ich habe z. B. eine Reklama die große Station Beldhu (eine der größten

englischen Stationen, die jede Nacht von 1/2 bis 4 Uhr Zeitungsberichte in englischer Sprache gibt) aufgenommen, und es ist mir da oft passiert, daß ich auf einmal nicht mehr imstande war, auch nur einen einzigen Buchstaben aufzunehmen, und immer erst eine Pause machen mußte. Daher kommt es auch, daß viele Funkentelegraphisten nach verhältnismäßig kurzer Zeit ihrem Beruf Valet sagen müssen.

Nun zum eigentlichen Thema meines Artikels. Jeder überseeische Dampfer muß heute eine Funkentelegraphiestation an Bord haben. Diese Station, die ungefähr die Größe eines Wohnzimmers hat, befindet sich meist unmittelbar hinter der Kommandobrücke. Das Innere ist vollständig mit starkem Filz ausgelegt, damit jedes größere Geräusch von außen ferngehalten wird. Zwei gut schließende Türen bilden den Ein- und Ausgang. An den Apparaten sitzt der Telegraphist, das Telephon fest um den Kopf geschlallt, damit ihm nichts entgeht. Es ist aber nichts zu hören.

Schon drei Stunden sitzt er so. Es wird ihm langweilig, und er vertieft sich deshalb in einen Roman. Auf einmal vernimmt er einen furchtbaren Stoß. Hat das Schiff gerammt? Er ahnt etwas Schlimmes und macht die Sendeapparate klar zum Geben.

Schon ruft der wachhabende Offizier von der Brücke durch das Sprachrohr: „Telegraphist, rufen Sie sofort um Hilfe, wir haben schwer gerammt!“ Nachdem er die Sendeapparate auf große Intensität eingestellt hat, ruft nun der Telegraphist: „SOS, SOS“ (das internationale Seenotzeichen), SOS — dazwischen seinen Schiffsnamen, angenommen DKW — SOS, DKW usw. ein bis zwei Minuten lang.

Auf Empfang geschaltet, hört er, ob sich jemand meldet. Nichts, kein Zeichen. Ein Läufer (Reichmatrose) bringt einen Zettel herein, auf dem der Standort des Schiffes geschrieben steht. Das Schiff selbst neigt sich schon stark nach einer Seite.

Den Telegraphisten darf es nicht kümmern, ob draußen die Rettungsboote ausgelegt werden, um die Passagiere vor dem nahen Tode zu bewahren. Er muß nebst dem Kapitän der letzte sein, der von Bord geht. Wo ist noch Zeit. Er stellt die Intensität des Sendestroms auf das höchste ein und gibt wieder: „SOS, SOS“ DKW, 57,8 n. Br., 34,2 w. L. (der Standort), SOS“ usw. Diesmal 3 Minuten lang.

Wieder auf Empfang geschaltet, preßt er das Telephon an das Ohr, um auch das Leiseste zu hören. Da — es meldet sich einer. Aber der Telegraphist wird gestört von dem Kapitän, der von der Brücke ruft: „Telegraphist, haben Sie schon Verbindung?“ Dieser kann jetzt unmöglich antworten; denn er muß erst wissen, wer sich demeldet hat.

Er ruft noch einmal: „SOS, SOS,“ usw. Endlich kann er hören und aufschreiben: „DRO, DRO“.

„Gott sei Dank!“ entfährt es den Lippen des Telegraphisten. Er gibt schnell zurück: „Wo stehen Sie, was laufen Sie für Fahrt?“

Zurück kommt das Wartezeichen; denn der dortige Telegraphist muß erst von der Brücke über Standort und Fahrt Auskunft haben.

Unser Telegraphist ruft nach der Brücke: „Brücke!“ „Ja.“ — Habe Verbindung mit DRO. Wird gleich Standort und Fahrt melden.“ — „Gut.“

Im Telephon knattert es wieder: „DKW, DKW von DRO. Stehe 54,2 n. Br., 31,4 w. L., laufe 19 Seemeilen.“ Unser Telegraphist hat verstanden und gibt zurück: „Danke, bleiben Sie mit mir in Verbindung. Können Sie größere Fahrt laufen?“

Zurück kommt wieder das Wartezeichen. Wieder meldet der Telegraphist nach der Brücke: „Brücke!“ — „Ja.“ — „DRO steht 54,2 n. Br., 31,4 w. L. Wie weit ist das von uns ab?“ — „Augenblick.“

Für unsere Frauen.

Zur Kinder-Erziehung.

Von W. G. in Mühlau.

Es ist Sonntag nachmittag. Die beiden Jungen warten schon lange ungeduldig auf den von ihren Eltern versprochenen Spaziergang.

„Wir wollen erst noch Kaffee trinken,“ spricht die Mutter. Bald ist der Tisch gedeckt. Der 8-jährige Max hat seinen Platz auf dem Sofa. Er hat die übliche Angewohnheit, während des Essens sich öfter umzulegen und mit den Füßen zu schlenkern. Die Mutter schilt, wie immer ohne Erfolg. Der Vater stört, wie Abhilfe zu schaffen ist, ohne das letzte Mittel, die körperliche Züchtigung, anwenden zu müssen.

„Mir — — Max hat die Tasse umgekippt und der Kaffee rinnt über den Tisch. Zornig springt die Mutter auf: „Keine Mahlzeit, wo man nicht zwei, dreimal unnötig aufstehen muß wegen auch ungezogener Schlingel.“

Dem Vater ist etwas eingefallen. „Warte du,“ sagt er ernst und bestimmt zu dem Sünder, „jetzt darfst du nicht mit spazieren gehen!“ Mit großen Augen sieht Max den Vater an und verhält sich mühsam still.

Der Tisch ist schnell abgeräumt und die Mutter leidet, ansieht Max, der sonst zuerst angezogen wird, den andern Knaben an. Max ahnt, daß es mit des Vaters Drohung ernst wird. Laut fängt er zu weinen an. Er stellt sich hinter die offene Küchentür. In kurzen Zeiträumen guckt er hervor und geht, da ihn die Eltern nicht beachten, weinend wieder zurück. Jetzt guckt er nochmal und sieht, daß bereits alles fertig ist. Da kommt er langsam an die Mutter heran und flüstert: „Mama! Mama! Ich will auch mitgehen!“ „Ja, siehst du, Max, du bist immer so ungezogen beim Essen und hörst nicht auf meine guten Worte,“ sagt die Mutter, „darum nehmen wir dich heute nicht mit. Das ist deine Strafe!“

Schmerzliches Weinen. Der Junge geht wieder hinter die Küchentür. Die Eltern sind gerührt. Da ruft der Vater: „Max!“ Schnell kommt er. „Willst du künftig ein guter Junge sein?“ Max nickt schuldig. „Na gut, heute nehmen wir dich noch mal mit, aber — merke dir!“ sagt der Vater. Freudestrahlend läßt sich Max schnell anziehen. „Das hat gewirkt!“ sagt der Vater leise zur Mutter.

Nach einer Viertelstunde wandern die Eltern mit den beiden seelenbergnigten Knaben einem Ausflugsorte zu.

Max hat sich lange gemerkt, und als er wieder einmal nicht folgte, wurde mit der Strafe ernst gemacht. Und so fort. Es war von Nutzen, denn es wurde von diesem Erziehungsmittel nicht aller Augenblicke Gebrauch gemacht, sondern nur, wenn es wirklich nötig war, die Strafe stumpfte also nicht ab, und was die Hauptsache ist: Vater und Mutter waren bei der Kindererziehung einträchtigen Sinnes. Was der Vater für gut fand, das wurde nicht von der Mutter durcheinander, und umgekehrt.

Zur wirtschaftlichen Lage der Krankenpflegerinnen.

Auf dem gegenwärtig in Berlin tagenden internationalen Kongress des Weltbundes der Krankenpflegerinnen sprach Regierungs- und Geheimrat Medizinalrat Dr. Feder-Strassburg über die Ueberarbeitung der Krankenpflegerinnen. Er gab auf Grund offiziellen Materials aus dem statistischen Landesamt für Preußen ein ergreifendes Bild von der traurigen Lage der Mehrzahl der deutschen Krankenpflegerinnen: Nach einer einjährigen, durchaus unzureichenden Ausbildungszeit würden unerhörte Leistungen verlangt. Es kommen in größeren Anstalten 5—8 Patienten, in kleineren 8—12, in Privatkliniken sogar 12—16 Patienten auf eine Pflegerin. Von 31 200 Pflegerinnen hatten 40 Proz. eine Dienstdauer von 13—14 Stunden täglich, 42 Proz. von 14—17 Stunden, nur 18 Proz. hatten weniger als 14 Stunden Dienst. Welche Arbeiten noch außer dieser Dienstzeit zu verrichten sind, offenbart die amtliche Erhebung nicht. In vielen Fällen wird auch noch in den sogenannten „freien“ Stunden Unterricht erteilt. Und trotzdem hat das Pflegepersonal nach solchen horrenden Leistungen auch noch Nachtmachen zu erledigen; in der Regel wird auch dafür keine Freizeit am folgenden Tage gewährt. So kommen Dienstleistungen zustande, die 30—33 Stunden, in einzelnen Fällen sogar 40 Stunden ununterbrochen dauern. An ein Ausgehen in den dienstfreien Stunden ist gar nicht zu denken, vielfach können die Pflegerinnen überhaupt nicht frei über ihre körperlichen Ruhestunden verfügen; den Pflegerinnen werden auch noch fast überall schwere häusliche Arbeiten, wie Kochen, Waschen und Scheuern zugemutet. Nur einer geringen Zahl ist es möglich, einen ein- oder zweiseitigen Urlaub zu erlangen.

Die Bezahlung für die aufwendende Tätigkeit beträgt in der Regel jährlich 300—510 M. bei freier Station; als

Höchstgehalt wurden 700 M. ermittelt. Von dem Gehalt fließen 5—16% Proz. der Pensionskasse zu.

Die Gesundheitsverhältnisse der Pflegerinnen sind außerordentlich schlecht. Die Todesfälle, besonders an Tuberkulose, erreichen eine erschreckende Häufigkeit. Mit dem unausbleiblichen körperlichen Zusammenbruch wird auch die seelische Widerstandsfähigkeit geschwächt, was sich in den entsetzlich hohen Selbstmordzahlen wieder spiegelt. Der Redner nannte diese Ausbeutung der Leistungsfähigkeit der deutschen Krankenpflegerinnen: Kaubau an dem besten Menschenmaterial. Die gründliche Ausrottung dieser Mißstände liegt nicht nur im Interesse der Pflegerinnen, sondern auch der Kranken, die heute übermüdeten, abgehefteten und seelisch verstimmt Pflegerinnen anvertraut werden. Die Berufsorganisationen der deutschen Krankenpflegerinnen fordern eine Höchstdienstdauer von 10 Stunden täglich, Regelung von Tagdienst und Nachtwachen, dreijährige, mindestens aber zweijährige Ausbildung, staatliche Alters- und Unfallfürsorge, Urlaubsgewährung, Befreiung von allen groben und niederen Arbeiten, die mit der Krankenpflege nichts zu tun haben und durch die lediglich Löhne für Dienstpersonal gepart werden sollen usw.

Das Referat wurde oft von stürmischen Kundgebungen unterbrochen. Die nach der in zustimmendem Sinne verlaufenen Aussprache verlesene Entschließung konnte unmöglich als Ausdruck des Empfindens des Redners und der Zuhörer gelten; sie wurde trotz des Widerspruchs des Referenten angenommen. Die Entschließung lautet wie folgt:

„Die Fortschritte der Wissenschaft im Studium und in der Erkenntnis des menschlichen Organismus und die gewonnenen Erfahrungen über die Art und Wirkung der Ermüdung auf denselben beweisen, daß es unwissenschaftlich ist und eine Vergewaltigung bedeutet, wenn man die menschliche Leistungsfähigkeit durch Ueberanstrengung zerstört. Wir richten daher an die Vorstände der Krankenhäuser die ernsthafte Bitte (!), dem Problem der Ueberarbeitung unter den Pflegerinnen die gleiche Aufmerksamkeit zuzuwenden, wie die Leiter industrieller Einrichtungen sie jetzt für die Ueberarbeitung ihres Personals beweisen (!), damit die gegenwärtige und unnötige tauartige Zerstörung der Gesundheit der Pflegerinnen aufhören möge.“

Nicht die Industriellen haben der Ueberarbeitung ihres Personals ein Ende bereitet, sondern die Industriearbeiter haben sich eine geregelte Arbeitszeit erkämpft, verehrte Schwestern! Darum geht hin und tut desgleichen!

Weibliche Professoren. Preußen-Deutschland will zwar nicht als gar zu russisch verichrien sein, deshalb haben die Hausmädchen der geminnungspreussischen Leute einen beliebigen Ausweg zu finden gewußt. Auch in Deutschland sind zwei weibliche Professoren; der eine ist die Gräfin Dr. Maria v. Linden, der andere die Gattin des praktischen Arztes Dr. Lydia Wabnitz-Kempner. Doch beide sind nur Titelprofessorinnen; sie haben kein Recht Vorlesungen zu halten. Dadurch sind zwei Mädchen mit einem Klaps geschlagen. Die Frauenrechtler haben ihre weiblichen Professoren, mit denen sie prunkten können, und die Frauengegner haben die Befriedigung, diese Professorinnen können unseren Wohl nicht verderben.

Die „Frauenpost“ (Zulimnummer) schreibt hierzu sehr treffend: Wenn man sich vergegenwärtigt, wach heißen Kampf die deutschen Frauen um die Eröffnung neuer Berufe und um allmähliche Zulassung auch nur zu mittleren Stellungen, zu führen haben, so wird es begreiflich, daß sie mit Weid auf die anderen Länder sehen, wo die Frauen es so viel weiter gebracht haben. Sie fragen sich nicht ohne Bitterkeit, ob denn wirklich die außerdeutschen Frauen in Charakteranlage und Verstandesbildung den deutschen so weit überlegen sind.

Literatur.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Arbeiter-Jugend. Aus dem Inhalt der soeben erschienenen Nr. 18 des 4. Jahrganges heben wir hervor: Wie der Bundesrat die Geschäfte des Großkapitals zum Schaden der Arbeiterjugend besorgt. Von Gustav Hoch. — Jugenderinnerungen eines Arbeiters. Von Albert Rudolph. — Knappe Wahrheiten. — Ein Jahr der Arbeit und des Fortschritts. — Neubaute ein heimischer Vogel (mit Abbildungen). Von Jürgen Brand. — Lehrlinge in der gewerblichen Rechenschaft. — Aus der Jugendbewegung (Niederhein, Hamburg-Altona, Gotha). — Die Gegner an der Arbeit. — Zur wirtschaftlichen Lage usw.

Beilage: Der Leuchtturm von Studesnaes. Erzählung von Karl Hans Strobl. — Das Nibelungenlied. Von Otto Koenig. — Die Spanier in Peru (mit Abbildungen). Von A. Conrad. — Ein Stierkampf. Von L. Lessen. — Mehr als die Sonne. Gedicht von E. Rast. — Wissenswertes von der Sprache. — Goldene Worte. — Der dumme Apfelbaum. Erzählung von Walter Harlan.

DRO ruft wieder und meldet: „Werden von 4 Uhr ab forciert laufen, melde Ihnen dann Fahrt. — „Danke“, gibt unser Telegraphist zurück.

Von der Brücke wird wieder gerufen: „Telegraphist!“ — „Ja.“ — DRO steht 78 Seemeilen ab. — „Ja. DRO will von 4 Uhr ab forciert laufen, werde dann Fahrt herauf rufen.“ — „Schön.“

Jetzt ist es 3.35 Uhr. Das Schiff hat sich schon beinahe 45 Grad im Winkel gelegt. Das alles kümmert aber den Telegraphisten nicht.

Wieder ruft man von der Brücke: „Telegraphist!“ — „Ja.“ — „Melden Sie bitte DRO: langes Led in den vorderen vier Abteilungen, Lenzen erfolglos.“

Schon gibt der Telegraphist wieder: „DRO, DRO von DKW.“ DRO gibt seinen Schiffsnamen als Zeichen, daß er den Anruf gehört hat. „DRO von DKW. Langes Led in vorderen vier Abteilungen, Lenzen erfolglos.“ DRO gibt zurück: „Machen in allen Kesseln Dampf auf.“

Endlich tritt für den Telegraphisten eine kleine Pause ein. Ohne das Telephon vom Kopf zu nehmen, eilt er an das Fenster, um zu sehen, wie weit das Aussehen der Passagiere ist. Einige Boote sind schon besetzt und bemant. Infolge der Aufregung und der Ueberfürung geht es nur langsam vorwärts.

Einstweilen ist es 4 Uhr geworden. DRO ruft: DKW von DRO.“ — „DKW.“ — „Laufen jetzt 22,8 Seemeilen.“ — „Danke.“

Der Telegraphist meldet nach der Brücke: „DRO läuft jetzt 22,8 Seemeilen.“ Zurück wird gerufen: „Da können wir uns halten.“

Froh, daß die Sabarie noch so gut abgelaufen ist, gibt der Telegraphist zurück: DRO von DKW. Können uns noch so lange halten.“

„Telegraphist“, ruft es wieder von der Brücke, „in fünf Minuten muß die Maschine abgestellt werden, da Wasser in den Maschinenraum eindringt.“

Schnell gibt der Telegraphist zurück an DRO: „Maschine wird abgestellt, bleiben Sie mit mir in Verbindung, Empfang gut, kann nicht mehr geben.“

Er schaltet die Sendeapparate aus, da er nun doch keinen Starkstrom mehr bekommt.

DRO ruft wieder: „DKW von DRO. Laufen 4 Uhr 30 Min. 23 Seemeilen.“ — „Brücke, DRO läuft 4 Uhr 30 Min. 23 Seemeilen.“ — „Gut.“

Wieder das Telephon um den Kopf, packt der Telegraphist seine notwendigen Sabeligkeiten in einen bereitstehenden Kasten, damit dann das Von-Word-gehen ohne unnötigen Aufenthalt vor sich geht.

„Telegraphist, befinden Sie sich noch wohl?“ Dieser, darüber erfreut, daß der Kapitän ihn nicht vergißt, antwortet: „Might.“

Von DRO kommt die Meldung: „DKW von DRO. Stehen jetzt 55,9 n. Br., 33,1 w. L. Laufen 28,8 Seemeilen. Alles klar, Passagiere und Besatzung an Bord zu nehmen.“

Der Telegraphist meldet das wieder nach der Brücke. Jetzt fängt es an, für ihn langweilig zu werden. Geben kann er nicht mehr, doch das Telephon muß er dauernd am Kopf behalten und warten, bis DRO wieder gibt.

Endlich knattert es wieder, aber ein anderer Ton wie der von DRO. Er schreibt auf: DKW von DMT. Habe Ihre Hilferufe gehört, Sendeapparate waren unklar, laufe 23,4 Seemeilen, stehe 57,4 n. Br., 34,1 w. L.“

Ueber diese plötzliche Meldung hocherfreut, ruft der Telegraphist nach der Brücke: „Eben hat sich DMT gemeldet, seine Sendeapparate waren unklar, läuft 23,4 Seemeilen und steht 57,4 n. Br., 34,1 w. L.“ — „Dann muß er in einer halben Stunde hier sein“, kommt es von der Brücke zurück.

Jetzt meldet DMT an DRO von DMT. Stehe in jetzt meldet DMT an DRO: „DRO von DMT. Stehe in unmittelbarer Nähe von DKW, werde Ihnen melden, wenn wir Hilfe allein bewerkstelligen können. Sie können alten Kurs wieder aufnehmen.“

DRO gibt seinen Namen als verstanden. „Telegraphist, DMT ist schon in Sicht.“ ruft man von der Brücke. Passagiere wie Besatzung brechen in lauten Jubel aus, daß die Hilfe schon so nahe ist.

Nur der Kapitän steht betäubt auf der Brücke und kann es noch nicht fassen, daß es kein Schiff ist, das er dem

Meeresboden opfern soll. Hat er doch schon so viele Reisen damit gemacht, und nun soll es doch ein Ende haben.

Von dem Geschrei der Schiffbrüchigen in die Wirklichkeit zurückgerufen, teilt er dem Telegraphisten durch das Sprachrohr mit, er solle sich klar machen, von Bord zu gehen, da DMT in unmittelbarer Nähe ist.

Im Telephon hört man wieder: „DRO von DMT. Habe DKW gesichtet, bin in 15 Minuten bei Brück.“

DRO gibt zurück: „Habe alten Kurs aufgenommen, viel Glück zum Gelingen.“ — „Danke“, gibt DMT zurück.

Unser Telegraphist steht am Fenster. Er selbst kann schon das zu Hilfe eilende Schiff sehen. Und immer wieder geht es ihm durch den Kopf: wenn wir keine Funkentelegraphie gehabt hätten, dann —

Draußen hört man begeisterte Rufe; das Schiff hat an Steuerbordseite in einem Querabstand von 30 Metern gestoppt. Zwei Stunden später sind alle geborgen, zuletzt der Kapitän und unser Telegraphist, der sich gleich nach dem Funkentelegraphieraum begibt.

Beide tauschen einen innigen Händedruck; denn sie wissen, wem die Rettung zu verdanken ist. Noch einmal gehen sie an die Apparate: DRO von DMT. Alles geborgen, nehmen alten Kurs auf, Brück eben unter Wasser spiegel verschwunden.“ — DMT von DRO. Gratulieren, glückliche Reise. — „Danke, gleichfalls. DMT.“

Richard Bäsig, Funkentelegraphist d. R.

Reiseplaudereien.

Von Ad. Thiele.

II. In London.

Siehst du, jetzt fängt das Malheur schon an. Wie soll ich dir auf hundert Beilen ein Bild vom Leben und den Zuständen der endlosen Stadt entwerfen, die bei 7 1/4 Millionen Einwohner 32 Kilometer von Ost nach West und 26 Kilometer von Süd nach Nord mißt, deren 10 000 Straßen, Gassen, Plätze und Märkte von fast 900 000 Säulern flankiert werden und deren Bodenfläche mit 1800 Quadratmeter größer ist als das ganze Hergogtum Altenburg, oder die beiden Neß, oder die beiden Schwarzburg? Wo soll ich anfangen?

Aber kommt! Wir steigen auf einen der zahllosen Autobusse, die das Hauptverkehrsmittel für das oberirdische Innen-London bilden. Ich sage für das oberirdische; denn unterirdisch ist die Stadt von einem verwirrenden Netz von Untergrundbahnen durchzogen, die sich 10 bis 30 Meter unter dem Straßenpflaster befinden, bei deren Erbauung der Begriff „technisch-Unmöglich“ ausgeschaltet gewesen ist, die sich im Eingeweide der Erde kreuzen, einander ausweichen, über- oder untereinander weglaufen, mit denen man für einen Penny (8 Pf.) oder für zwei, drei Pence in wenigen Minuten Strecken zurücklegt, für die ein Fußgänger Stunden brauchen würde, auf denen alle drei bis fünf Minuten Züge verkehren und in denen trotz der Tiefe stets eine reine, frische Luft zu finden ist, für die riesige Ventilatoren Sorge tragen. Hunderttausende sind es, die täglich dieses unentbehrliche Beförderungsmittel benutzen. Gleichwohl wickelt sich alles in gespenstischer Ruhe ab. Die Haltestellen werden nicht immer aufgerufen. Du mußt selbst aufpassen, wenn deine Station gekommen ist. Und beeile dich, Duzende steigen zwar aus, und Duzende steigen ein; doch gesprochen wird nicht; schon nach wenigen Sekunden werden die Wagentüren wieder zugeklappt und die elektrisch betriebene Schlange verschwindet im Dunkel des Tunnelgewölbes; der von Glühlampen hell erleuchtete Perron liegt menschenleer da, bis nach wenigen Minuten der nächste Zug kommt und das Schauspiel sich wiederholt. So geht es während zwanzig Stunden des Tages. Nur die Zeit von etwa 1 bis 5 Uhr nachts ist frei für Vornahme etwaiger Gleisreparaturen.

Wir bleiben oben. Zu sehen gibts hier mehr. Das da ist der Hyde- (Geid-)Park. Mit seinen 200 Hektar bildet er den größten freien Platz im Herzen Londons, das noch mehr als zwanzig andere Parks von kleinerem Umfange aufweist, darunter den Regent- (Mitschent-) Park mit dem berühmten Zoologischen Garten. Wäre es abends, so würdest du am und im Hyde-Park ein Stüd

englischen Volkslebens sich entwickeln sehen. Auf den weiten freien Plätzen des Parks finden Versammlungen statt, eine neben der andern. Wer sprechen will, spricht, und er spricht, worüber er will. Ueber Politik, über die wahre Religion, über den Wert der Kammerjucht, über die Ausbeutung der Londoner durch die andertausend Duzend Lords, Carls und Grafen, denen der unkäufliche Grund und Boden der Stadt gehört und in deren Besitz ohne jede Entschädigung die Häuser nach einer gewissen Zeit übergehen. Du steigst auf einen Stuhl, einen Tisch, eine Tonne und fängst an zu reden. Vielleicht gelingt es dir, einige Zuhörer zu finden; vielleicht läßt man dich ruhig reden und bekümmert sich nicht um dich. Dann hörst du eben wieder auf. Einer polizeilichen Anmeldung bedarf es nicht. Man sieht hier überhaupt nur wenige Policemen. Ein deutsches Polizeigewicht würde über die heillose Unordnung, die sich jedoch recht hübsch von selbst regelt, verzweifeln.

Die breite, von prächtigen Palästen eingerahmte Straße, in die unser Autobus jetzt eingebogen ist, ist die Piccadilly Street (Strich-Strasse), und die Paläste sind Klubhäuser. In London müssen nachts 12 Uhr alle öffentlichen Schankstätten und Cafés geschlossen sein, in den Provinzstädten sogar schon um zehn oder elf Uhr. Nur die Klubhäuser, die aber nur den Klubmitgliedern oder geladenen Gästen zugänglich sind, unterliegen keiner Beschränkung. Deshalb ist das englische Klubwesen so ungemein entwickelt. Auch die deutschen Arbeiter in London besitzen in der Charlotte-Street 107 ihr Klubhaus. Ein Nachtleben, wie es sich in den größeren deutschen Städten, namentlich in Berlin, findet, kennt London nicht. Bald nach Mitternacht liegen auch die Hauptstraßen verödet da. Die Zigarren- und Zeitungsläden — in England gibt es kein Geleß über den Ladenschluß — werden dann geschlossen, und auch die Obstverkäufer paden ihren Fram ein und fahren ihren Karren nach Hause. Vornehme Klubs in der Piccadilly-Street fordern von jedem, der Mitglied werden will, den Nachweis, daß er jährlich 50 000 oder 100 000 Mk. Einkommen hat, sonst wird er nicht aufgenommen.

Das riesige Gebäude dort am Ufer der Themse ist das Parlamentsgebäude; neben ihm erhebt sich die Westminster-Abtei mit den Grabdenkmälern fast aller berühmten Engländer. — Jetzt paß auf! Der Autobus biegt nach der City ein, dem innersten Kern des ungeheuren Stadtleibes. Der Wagenverkehr wird beängstigend. Jeden Augenblick meinst du, unser Autobus müsse mit einer Droschke, einem Lastwagen, einem andern Gefährt karambolieren; denn das Chaos von Wagen erscheint unentwirrbar, und jeder fährt drauflos, als ob er allein wäre. Aber nein. In Handbreite rasellen die Wagen aneinander vorüber. Jetzt sind wir in der Cheapside (Schippeid). Hier stoßen bei der Bank von England und der Paulskirche fünf Straßen zusammen. Der Wagenverkehr stockt. Mit einem Wink der Hand deutet der auf dem Stragendamm stehende Schutzmann an, in welcher Richtung der Wagenverkehr vor sich gehen darf. Du hast Zeit, dir das unschöne Gebäude der Bank zu betrachten. Kein Fenster durchbricht nach außen das meterdicke Gemäuer. Aber in den Kellern liegen Hunderte von Millionen Gold in Barren und gemünztem Gelde und Milliarden an deponierten Wertpapieren. Auch deutschen Kronenträgern sagt man nach, daß sie ihre kleinen Ersparnisse dieser Bank anvertraut haben, die ein Heer von tausend Bedienten beschäftigt und deren Gebäude 16 000 Quadratmeter umschließt.

Und weiter am Lower (Tauer) vorbei, der trotzigen Ehrenburg des Mittelalters, nach dem Osten zu mit seinen Docks. Gleich neben dem Tower zwingt sich zwischen ihn und die Themse der Stadtteil Whitechapel (Weitschäppel) ein, das Quartier des furchtbarsten sozialen Elends. Jetzt sind weite Straßen durchgebrochen worden; aber in den von dumpfer Stickluft erfüllten Gassen und dunklen Höfen wohnt noch heute das Grauen und das Verbrechern.

In den Docks streifen eben noch 80 000 Transportarbeiter, weil die Unternehmer den Vertrag vom vorigen Jahre gebrochen haben. Siben wie drüben. Aber die englische Gewerkschaftsbewegung imponiert von der Ferne aus mehr, als wenn man ihr nahesteht.

Komm, wir müssen absteigen, obwohl du London noch nicht gesehen, geschweige denn kennen gelernt hast. Hinüber auf das rechte Themseufer, zu dem 26 große Brücken führen, sind wir noch gar nicht gelangt. Dort wohnen auch noch Menschen. Nicht viele. Aber immerhin 2 1/2 Millionen.



Allerlei.

Moralische Leute. In den jüngst im Verlag Kritik in Frankfurt a. M. erschienenen „Wien moderner Dunkelmänner“ (gesammelt von Alfred Voedel) ist ein Rudimentschmiffler mit gutem Humor gezeichnet. Der Wiedermann sagt, daß die Schamlosigkeit in allen Kunsthandlungen zur Schau ausliege, die Skulpturen seien nur noch für S —, Klinger mache die tollsten Dinger, Molitors nackte Krieger seien voller perverter Nacktheit. Und zum Schluß heißt es dann:

„Daß es in unserem Vereine einen Sturm der Entrüstung gab, können Sie sich denken. Selbstverständlich bringen wir diese Geschichte im Landtage sobald als möglich zur Sprache. Wir verlangen gar nicht, daß die Menschen mit einem Feigenblatt auf die Welt kommen, aber wir verlangen Trennung der Geschlechter und verhüllte Leiber. Deswegen brauchen sich die sittlichen Menschen durchaus nicht nur zweimal im Jahre den Leib und einmal im Monat die Füße zu waschen, wie die Mönche bei den Jesuiten. Das kann getrost alle vierzehn Tage im verhüllten und verschlossenen Kämmerlein geschehen.“

Alle vierzehn Tage eine Körperwaschung und ein Fußbad? Ist das nicht etwas sehr üppig und geeignet, den Menschen auf unkeusche Gedanken zu bringen?

Kaufmann und Künstler. Ein nettes Geschichtchen erzählt Dreshko-Dreshkowski in der „Petersburgstaja Gazeta“:

Kommt da eines Tages zu einem der beliebtesten Petersburger Porträtmaler ein Großkaufmann. Er ist Millionär und kann sich den Luxus erlauben, die Kunst eines so feueren Künstlers in seine Dienste zu stellen. Was er wünscht, ist sein eigenes Konterfei und das seiner besten Hälfte. Ueber den Preis einigt man sich schnell. Der Kaufmann ist bereit, für jedes Bild 3000 Rubel zu zahlen, stellt aber die Bedingung, daß die Bilder ähnlich und zugleich sehr „vornehm“ sein müssen. Der Künstler macht sich an die Arbeit und schafft in einigen Wochen zwei Bildnisse, die den Originalen täuschend ähnlich sind. Weil sie das waren, hastete ihnen von Vornehmheit nur wenig an. Als der Kaufmann die Bilder abholen will und sich in seiner ganzen häuerischen Schlichtheit, so gar nicht vornehm, auf der Leinwand sieht, verweigert er die Annahme der Portraits. Sie wären nicht ähnlich, behauptet er. Der Künstler behauptet das Gegenteil und erbietet sich sofort, die Bilder Sachverständigen zur Prüfung vorzulegen. Der Millionär geht darauf nicht ein und erklärt erregt, der Künstler hätte zwei wildfremde Personen, aber nicht ihn und seine Frau gemalt. „Gut“, sagt der Künstler nach einigem Bedenken, „bestätigen Sie mir, daß es sich um Portraits zweier wildfremder Menschen handelt, und ich will mich zufrieden geben.“ Ladend erklärt der Kaufmann sich hiezu bereit und stellt in aller Form einen entsprechenden Revers aus. Damit hält er die Sache für erledigt und entfernt sich.

Nach einiger Zeit erhält er den Besuch eines Freundes. „Hast Du schon von dem Standal gehört?“ fragt dieser den Kaufmann, „der Maler K. will in nächster Zeit zwei völlig nackte Figuren ausstellen, die Dich und Deine Frau darstellen.“ In rasender Wut rennt der Kaufmann spornfreudig zu dem Maler, droht ihm mit einem Prozeß und versteigt sich sogar zu der Drohung, daß er ihn kraft seiner Beziehung aus der Residenz ausweisen lasse werde. Auf den Maler machte das alles nicht den geringsten Eindruck. Ruhig geht er an seinen Schreibtisch, holt den Revers hervor und zeigt ihn kalt lächelnd dem Kaufmann. Seine Ohnmacht rasch erkennend, erbietet sich der Millionär, die Bilder für 6000 Rubel zu behalten. Doch der Maler verlangt jetzt für jedes Bild 6000 Rubel. Da hat kein Lob und Schelten, und der Kaufmann stellte, um den Standal aus der Welt zu schaffen, mit zitternder Hand einen Scheck auf 12 000 Rubel aus. So geschah im Sommer dieses Jahres

Weiteres.

Nicht zu machen. Herr Kaufmann ist pleite. In Gedanken versunken geht er die Straße entlang: „Wieviel soll ich geben? Drei Prozent . . . vier Prozent? . . .“ Da stößt er einen Herrn an. Der schreit entrüstet: „Geben Sie doch acht!“ — „Ausgeschlossen!“ antwortet Kaufmann.

